

Dr. Torsten Scheid (Kulturwissenschaftler, Universität Hildesheim)

Manuskript zur Ausstellungseinführung, Galerie der Künstlergruppe **arche**,
Hameln, 15.02.2013

SHADE – fotografische Bilder

In seinem Höhlengleichnis erzählt Platon von Gefangenen, die ihr Leben seit Kindesbeinen an in einer Höhle verbringen. Sie können ihre Köpfe nicht drehen und nur nach vorn auf die Höhlenwand blicken. Die Gefangenen sehen nur die Schatten, die sich einer Öffnung gegenüber an der Wand abbilden. Da sie nichts anderes kennen, müssen die Gefangenen die Schatten als Wirklichkeit betrachten.¹

Das Schattenbild, bei Platon ist es ein Trugbild, wird an anderer Stelle als etwas Wahrhaftiges verstanden. Plinius berichtet in seiner „Historia Naturalis“ von einem Mädchen, das den Schatten ihres scheidenden Geliebten mit Kohle auf der Wand ihrer Kammer fixiert um ihn für immer festzuhalten. Das Entscheidende bei diesem Bild ist nicht die Ähnlichkeit mit dem Geliebten, sondern die Tatsache, dass das Bild direkt von ihm seinen Ausgang nahm.² In diesem Sinne ist jede Fotografie ein Schattenbild. 1843 schreibt etwa die englische Dichterin Elizabeth Barrett in einem Brief über eine Porträtfotografie: „Es ist nicht die Ähnlichkeit (allein), die derlei so kostbar macht, sondern die Vorstellung und das Gefühl der Nähe, das einem solchen Objekt innewohnt, es ist die Tatsache, dass dort der echte Schatten eines Menschen [...] festgehalten ist.“³

Auch bei den hier gezeigten Arbeiten von Klaus Dierßen geht es um das Wechselspiel von Trug und Wahrhaftigkeit, von Schein und Sein, von Realitätsbindung und Realitätsverlust, von Sinn und Sinnlichkeit. Und es geht zunächst einmal um Schatten und Verschattungen, wie der englische Titel „Shade“ nahe legt, der sich ja nicht nur auf die jüngste Werkreihe von Klaus Dierßen, sondern auf diese Ausstellung insgesamt bezieht.

Auf motivischer Ebene ist diese Bezugnahme augenfällig: Man sieht Bilder, Schatten die sich über die fotografierten Orte und Objekte legen. Manche der Aufnahmen wirken expressiv, wie Fotografien der Avantgarde. Andere erscheinen zart und durchscheinend wie Röntgenbilder, und wären doch eine schlechte Grundlage für medizinische Diagnosen. Nichts ist hier eindeutig. Nichts Definitives lässt sich sagen. Tatsächlich erscheinen viele der Schattenbilder und der Lichtspiele aus der Serie „Shade“ von Klaus Dierßen trügerisch. Bei manchen der gezeigten Arbeiten sind wir durchaus geneigt, die Schatten für das Eigentliche zu halten.

Das was man sieht, ist tatsächlich da gewesen, behaupten die Bilder, weil es Fotografien sind - also echte Schatten - und lassen uns zugleich im Zweifel darüber, was genau da eigentlich gewesen ist. Wir verstehen die Bilder als Abbilder von etwas und erkennen doch nicht recht wovon. Als Betrachter aber möchten wir verstehen.

¹ Platon: Sämtliche Werke. Band 2. Hg. Ursula Wolf. Hamburg, 2004 Hier:

<http://gutenberg.spiegel.de/buch/4885/1>. Vgl. auch Susan Sontag: Über Fotografie, Frankfurt, 1980, S. 9-30

² Vgl. Philippe Dubois: *Der fotografische Akt. Versuch über ein theoretisches Dispositiv*. Dresden, 1998, S. 117-121

³ Vgl. Barrett, Elizabeth: Brief über Porträtfotografie. In: Wilfried Wiegand (Hg.) *Die Wahrheit der Photographie. Klassische Bekenntnisse zu einer neuen Kunst*. Frankfurt am Main, 1981, S. 43

Die Aufnahmen selbst jedoch bieten kaum Hinweise zur Orientierung. Vielleicht müssen wir nur die kryptischen Titel wie „Kaku“, „Mulu“ oder „Haba“ entziffern, hinter denen sich zumeist öffentliche Gebäude, zum Beispiel Museen verbergen. Die dechiffrierten Namen könnten uns dann zurück zu den Orten führen, an denen die Bilder entstanden sind. Diese Referenz auf die Lokalitäten: dieses „ach das ist das, oder ja genau dort!“, das Wiedererkennen und Benennen der Gebäude also, gäbe uns für einen Moment ein Stück verlorenen Boden zurück. Jetzt könnte man das Gesehene in Worte fassen. Das bannte die Bilder und vermittelte uns Sicherheit. Aber was wäre gewonnen? Das Gefühl von Sicherheit, wo es keine Sicherheiten gibt. Einen Eindruck von Klarheit, wo alles undurchsichtig ist. Klarsicht wo doch alles im Ungefähren bleibt?

Man blickt im literalen Sinne nicht mehr durch. Dabei sind wir es gewohnt, durch Fotografien hindurch blicken zu können. So zumindest benutzen wir sie. „Das ist ein Haus“, sagen wir, wenn wir ein Foto davon sehen – nicht: „Das ist das Bild eines Hauses“. Fotografien verleiten uns gerne dazu, ihr ‚Gemachtsein‘ zu übersehen und sie wie Fenster zu behandeln. Es ist wohl kein Zufall, dass das Fenster neben dem Schatten ein weiteres zentrales Motiv der Ausstellung ist. Das Fenstermotiv kehrt in unterschiedlichsten Varianten wieder. Als gläserne Materialität, als innere Rahmung, als helle Projektion, die einem Strichcode ähnelnd an die Wand geworfen ist. Die Transparenz der Glasfassaden und die Durchsichtigkeit der Fenster aber wird konterkariert durch die Vorhänge, die Reflexionen in den Scheiben oder undurchdringliche Verstreungen, die wie Barrikaden wirken.

Klaus Dierßen, der sich als Professor an der Universität Hildesheim jahrzehntelang intensiv mit der Geschichte der Fotografie und den Theorien des Bildes befasst hat, ist sich dieser Wendungen und Ambivalenzen, der vielschichtigen auch allegorischen Bedeutungsebenen dieser Motive gewiss bewusst - man sehe sich seine früheren fotografischen Arbeiten an, die insbesondere dort, wo sie unmittelbar Bezug auf mediale Bilder nehmen, wesentlich konzeptueller erscheinen. Seit jeher hat er sich in seinen Werken mit der Bedeutung und Verwendung von Bildern in unserer Gesellschaft befasst. Auch wenn diese neuen Arbeiten wesentlich sinnlicher und stimmungsvoller erscheinen, muss gerade diese neueste Serie als eine reflexive Beschäftigung mit dem Bild und seinem Zeichencharakter verstanden werden, freilich auf ganz elementarer, basaler Ebene, auf der Ebene von Licht und Schatten, von Schärfe und Unschärfe, von Linienführung und Komposition, von Farbe und Form.

Anders als in der Malerei aber ist das Moment der Reduktion auf die basalen Elemente und die Abstraktion der Formen in der Fotografie keine unabhängig wählbare gestalterische Option. Da der Künstler bei den „Shades“ auf elementare Möglichkeiten des Eingriffs (etwa durch digitale Bildbearbeitung) verzichtet, sind seine Bilder tatsächlich gebunden an das, was da gewesen ist. Die Fotografie kann ihren Gegenstand nun einmal nicht frei erfinden. Das Moment der Reduktion und der Abstraktion wurzelt also nicht in einem schöpferischen Eingriff, sondern in den Motiven selbst. Dies gilt für die Schattenformationen ebenso wie für die verspiegelten, vergitterten Räume, die wie aus dem Rahmen gefallen scheinen. Dies gilt auch und vor allem für die Serie „Blister“, der industriell gefertigte Sichtverpackungen zugrunde liegen. Dies gilt sogar dort, wo wir auf den ersten Blick ein Schwarzweißfoto zu sehen glauben (die einzig mögliche abstrahierende Darstellungsform in der klassischen Fotografie). Bei näherer Betrachtung stellt sich

heraus, dass die monochrome Verschattung auch in diesen Fällen den Motiven geschuldet ist und dem besonderen Licht, in dem sie erscheinen. Die Verfremdung des Gegenständlichen ist in den Gegenständen und die Ortlosigkeit ist in den Orten bereits angelegt. Sie muss nur als solche erkannt werden. Nicht die Kamera ist das wichtigste Werkzeug dafür, sondern der intensive und aufmerksame Blick, das genaue Hinsehen, das geduldige Erwarten des entscheidenden Moments, das Vergegenwärtigen einer besonderen Lichtsituation, die Wahl des richtigen Ausschnitts und der geeigneten Perspektive.

Für uns als Betrachter schlage ich vor, dass auch wir genau hinsehen, unseren Blick intensivieren. Der Betrachter müsse „sich selbst einen Reim machen“ hat Klaus Dierßen im Vorgespräch gesagt. An dieser Formulierung erscheint mir zweierlei bemerkenswert: Zum einen die explizite Aufforderung zur Selbsttätigkeit an den Betrachter. Der Betrachter muss es „selbst machen“, er muss also produktiv werden - Kunstwerke erfordern, das ist die Botschaft dahinter, eine aktive Beteiligung (Das genau unterscheidet sie ja von den übrigen Bildern). Zum anderen erscheint mir der Begriff des Reimes bemerkenswert. Tatsächlich wirken viele der hier gezeigten Arbeiten auf mich wie Gedichte. Einzelne erinnern mich in ihrer formalen Schlichtheit an japanische Haikus: Schwarz und Weiß. Gleißendes Licht auf der Wand. Sommertag. So zumindest könnte man das sehen. Sich einen Reim machen bedeutet ja nicht, eine richtige Lösung zu finden. Es bedeutet nicht, sich die Intention des Künstlers zu erschließen, oder sich gar die Haltung des Eröffnungsredners zu eignen zu machen. Sich einen Reim machen heißt vielmehr, für sich selbst einen Eigenwert, Erkenntnis oder Schönheit in dem Gegebenen zu finden – ganz subjektiv und ohne Anspruch auf allgemeine Gültigkeit.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen eine offene und erfüllte Begegnung mit den Arbeiten von Klaus Dierßen, mit dieser Ausstellung und mit dem eigenen Blick.